

Tommy Wallach
THIS LOVE HAS NO END

TOMMY WALLACH

THIS
LOVE
HAS
NO END

Aus dem Amerikanischen von
Henriette Zeltner



Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage 2017

© 2017 der deutschsprachigen Ausgabe cbj Kinder- und Jugendbuchverlag
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkterstraße 28, 81673 München
Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

© 2016 Tommy Wallach

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel:
»Thanks for the Trouble« bei Simon & Schuster BFYR,
einem Imprint von Simon & Schuster Children's Publishing, New York
Abdruck der Gedichte von Pablo Neruda auf S. 7: »Sonet XCII« aus
»Cien sonetos de amor«, © Agencia Balcells, Barcelona, und auf S. 51:
»Gedicht V« aus »20 Liebesgedichte und ein Lied der Verzweiflung«
(Übersetzung Fritz Vogelgsang) mit freundlicher Genehmigung des
Luchterhand Verlages. Leider war es nicht möglich, alle Rechteinhaber zu
ermitteln; alle Ansprüche bleiben jedoch gewahrt.

Übersetzung: Henriette Zeltner

Umschlaggestaltung: Kathrin Schüler, Berlin
unter Verwendung der Fotos von:

Gettyimages/Westend61, Shutterstock/Rudy Balasko

MP · Herstellung: AJ

Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach

Druck: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-570-17396-1

Printed in Germany

www.cbj-verlag.de

Für Ellen

MEINE HERZALLERLIEBSTE,
WENN ICH STERBEN SOLLTE UND DU NICHT –,

*Meine Herzallerliebste, wenn du sterben solltest und ich nicht –,
lass uns der Trauer keinen Raum geben,
denn nirgends ist er weiter, als dort, wo wir lebten.*

*Wie der Staub auf den Ähren, der Sand in den Wüsten,
die Zeit, die strömenden Wasser und der leise Wind,
treiben wir dahin wie Samenkörner.
Und wären vielleicht aneinander vorbeigeschwebt.*

*Die Wiese, auf der wir uns fanden,
unser Splitter Unendlichkeit! mag vergehen.
Doch Liebe, diese Liebe wird niemals enden:*

*sie wird nicht geboren, und kennt
nicht den Tod: wie ein gewaltiger Strom,
gleitet sie vorbei an immer neuen Ufern und immer neuen Lippen.*

Pablo Neruda

FREITAG

31

OKTOBER

SCHEITERN IN DER DRITTEN PERSON

DER JUNGE SASS AUF EINER BANK IN DER LOBBY DES Hotel *Palace*.

Es war etwa halb neun Uhr morgens und eigentlich hätte er in der Schule sein sollen. Doch der Junge hatte schon immer gefunden, es sei totaler Blödsinn zu erwarten, dass man an Halloween zur Schule geht, deshalb hatte er sich dagegen entschieden. Vielleicht würde er später noch hingehen. Vielleicht auch nicht. Zu diesem Zeitpunkt machte das sowieso keinen großen Unterschied.

Der Junge merkte, dass er mehr Aufmerksamkeit auf sich zog als normalerweise. Schon viele Male war er im *Palace* gewesen, doch nun das erste Mal unter der Woche, und es war einfach nicht genug los, als dass man jemanden wie ihn hätte übersehen können. Er trug eine dreckige Jeans und ein altes schwarzes T-Shirt. Seine Haare waren lang und wahrscheinlich zerzaust (er hatte heute Morgen nicht mal in den Spiegel geschaut, bevor er das Haus verließ). Außerdem war er Latino und damit einer der wenigen Latinos im Hotel, die nicht den Room-Service, das Geschirrspülen oder Boden-

wischen für alte, reiche, weiße Leute zu erledigen hatten. Offen gestanden sah er aus wie jemand mit gewissen kriminellen Absichten, was rassistisch, vorurteilsbeladen und kein bisschen *political correct* war.

Es stimmte übrigens.

Das soll jetzt nicht heißen, der Junge habe wie ein Verbrecher ausgesehen. Er war ja nur ein durchschnittlicher Teenager. Vielleicht sogar ein bisschen überdurchschnittlich. Insofern als man ihn wahrscheinlich *süß* finden konnte, genau betrachtet. Oder vielleicht auch nicht süß, aber auch nicht ausgesprochen *nicht-süß*. Also irgendwie normal süß. Solide sieben von zehn Punkten. Vielleicht eine 8 oder 8-9 an einem guten Tag, im rechten Licht, wenn man die schmeichelhafteste Perspektive wählt für seine kräftigen Augenbrauen, die seltsam auffälligen Grübchen beim Lächeln und sein Kinn, das ein bisschen an einen Po erinnert ...

Ach, Fuck. Das wird ja eine echte Katastrophe, was?

Ich dachte, es wäre besser, das hier in der dritten Person zu schreiben, um eine leicht kritische Perspektive einzunehmen. Aber es kommt mir ziemlich bescheuert vor, darüber zu schreiben, ob ich süß bin, während ich gleichzeitig so tue, als wäre ich *nicht* derjenige, der darüber schreibt, ob ich süß bin. Das ist ja, als würde man sein eigenes Empfehlungsschreiben verfassen oder so.

Shit. Ich habe gerade gemerkt, dass ich weiter oben das F-Wort benutzt habe. Oh, und jetzt habe ich *Shit* geschrieben. Ich könnte ja zu den Stellen zurückkehren und sie löschen, aber lieber nicht. Ich meine, haben wir so ein Spielchen wirklich nötig? Müssen wir so tun, als existiere das Wort

»fuck« nicht und – wenn wir schon dabei sind – auch die ihm zugrunde liegende Aktion nicht? Soll ich vielleicht lieber einen Haufen Müll auskotzen? Darüber, wie irgendein Lehrer *mein Leben veränderte*, indem er mich lehrte, dass Shakespeare eigentlich der erste Rapper der Welt war. Oder darüber, wie ich Sozialdienst für eine Truppe obdachloser Teenager leistete, die alle an Krebs sterben würden, und dabei meine *tiefe* Berufung zu selbstlosem Handeln erkannte. Oder ich lege alle Hemmungen ab und gebe die rührselige Geschichte über meinen Vater und das, was ihm zugestoßen ist, zum Besten oder irgendein anderes, schrecklich zu Herzen gehendes Zeug, das so deprimierend ist, dass jeder denkt, *was zum Teufel, wir haben doch schließlich Quoten und dieser Junge hat echt genug mitgemacht*. Also, bekomme ich dafür den großen alten *Angenommen*-Stempel und erhalte im April per Post einen fetten Umschlag?

Ich sage, Nein. Ich sage, keine Spielchen. Die Frage steht klar im Raum: *Was war die eine wichtigste Erfahrung in deinem Leben?* – und ich werde sie beantworten, selbst wenn diese Antwort etwas mehr als fünfhundert Wörter umfasst und vielleicht das F-Wort darin vorkommt, vielleicht sogar die F-Handlung und eine ganze Menge anderes Zeug, das zu Papier zu bringen und als Bewerbung zu verschicken man verrückt sein muss. Dann werde ich darauf warten, welche Entscheidung über meine Antwort gefällt wird.

Fangen wir noch mal von vorne an.

Ich bin Parker Santé. Ich bin so mittelsüß und schlecht im Schreiben in der dritten Person. Und so begann die wichtigste Erfahrung in meinem Leben.

PERFEKT

ES GIBT SO WAS WIE PERFEKTE TRAUIGKEIT.

Das weiß ich, weil ich sie gesehen habe.

Die Leute benutzen das Wort *perfekt*, um über gute Sachen zu reden: die perfekte Punktezahl in einem Test, perfekter Anwesenheitsnachweis oder ein perfekter dreifacher Dreh mit dem Skateboard. Aber ich denke, das Wort passt noch viel besser, wenn man damit etwas – und das kann eine total beschissene Sache sein – beschreibt, das exakt so ist, wie es sein soll. Perfekter morgendlicher Mundgeruch. Perfekter Kater nach einer durchzechten Nacht. Perfekte Traurigkeit.

Ich saß also auf einer gepolsterten Bank in der Lobby des *Palace* Hotels. Von dort aus konnte ich alles sehen, was vor sich ging: reiche Leute beim Einchecken, reiche Leute beim Auschecken und durch die steinernen Bögen hinter der Rezeption reiche Leute, die im Speisesaal vor sich hin knabberten und süffelten. Wart ihr schon mal im Speisesaal des *Palace*? Der hat diese irrsinnig hohe Decke und alles ist aus grünem Metall und Milchglas. Gerippt wie das ausgetrocknete Skelett eines großen alten Walfischs mit Knochen aus Schmiedeeisen. Leute sitzen an diesen langen Gemeinschafts-

tischen, die im Grunde genommen nur schickere Versionen der Tische in unserer Schulcafeteria sind. Zu jedem Gedeck gehört eine Auswahl Gabeln in verschiedenen Größen, die in Servietten gesteckt sind – eine gruselige kleine Gabelfamilie, die sich ein einziges Gabelbett teilt. Kellner hetzen wie Pinguinelterne herum, die ihre Pinguinbabys verloren haben.

»Sie können das stehen lassen. Ich spiele gerne noch damit.«

Ihre Stimme schnitt durch die Hintergrundgeräusche und das Gemurmel im Raum, als säße sie direkt neben mir. Meine Aufmerksamkeit blieb an ihr hängen, wie es einem manchmal beim Brombeerpflücken mit den Dornen ergeht, wenn man Angst hat, etwas zu zerreißen, indem man zu schnell zurückzuckt. Ich suchte den Raum nach ihr ab, konnte sie aber erst finden, als sie erneut etwas sagte. Sie saß am Ende eines der großen Tische und redete mit einem Kellner.

»Nein, ich wohne nicht im Hotel. Ich zahle einfach in bar.«

Dann griff sie in ihre Handtasche und holte den fettesten Packen Hunderter heraus, den ich im wirklichen Leben je gesehen hatte. Ich rede hier von einem Packen wie in Hip-Hop-Videos, fett wie ein Taschenbuch von John Grisham. Sie schälte einen Schein davon ab – (hab Sie genau gesehen, Mr Franklin) – und gab ihn dem Kellner. »Stimmt so«, sagte sie. Der nickte ein kleines erstauntes Wackel-Dackel-Nicken und machte sich davon, bevor das Mädchen ihre Großzügigkeit vielleicht bereute. Danach fuhr sie fort, träge auf die Schale eines gekochten Eis in einem eleganten silbernen Eierbecher zu klopfen. Ich starrte sie an, während sie irgendwie ins Leere schaute, und zählte, auf wievielerlei Arten sie unglaublich war.

#1: Sie sah so alt aus wie ich oder vielleicht ein wenig älter. Wenn man kein Hotelfan ist wie ich, macht man sich wahrscheinlich nicht klar, dass es einen direkten Bezug zwischen dem Alter eines Hotels und dem Durchschnittsalter seiner Gäste gibt. Das *Palace* ist das älteste Hotel San Franciscos, was bedeutet, dass der Speisesaal normalerweise große Ähnlichkeit mit einer piekfeinen Einrichtung für betreutes Wohnen hat. Aber dieser Teenie war hergekommen, um ganz allein zu frühstücken.

#2: Sie war hübsch. Ich konnte zwar nicht sagen, wie hübsch, weil ich so weit weg saß, aber das war immer noch nah genug. Manche Menschen strahlen eben.

#3: Sie hatte diesen Ausdruck perfekter Traurigkeit im Gesicht.

#4: Sie hatte silbernes Haar. Zuerst dachte ich, es wirke nur im trügerischen Licht des Hotels so, doch dann schüttelte sie den Kopf, als wolle sie eine schlimme Erinnerung loswerden, und es sah aus wie tausend Lamettafäden, die ein Windhauch bewegt.

#5: Sie besaß irrsinnig viel Geld.

Ich stand auf, betrat den Speisesaal und nahm ein paar Stühle von ihr entfernt am selben Tisch Platz. Und ja, ich hatte richtig vermutet: hübsch. Vielleicht sogar wunderschön, obwohl dieses Wort bei mir eigentlich Brechreiz auslöst. Als

der Kellner herbeieilte, zeigte ich in der Speisekarte auf *Kaffee* (4,50 Dollar für einen Filterkaffee, und da soll ich derjenige sein, dem wegen kleiner Diebereien die Verhaftung droht?).

»Ist das alles?«, fragte er.

Ich nickte.

»Milch und Zucker?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Sehr gut. Ich bin sofort zurück.«

Aus dem Augenwinkel beobachtete ich, wie das Mädchen weiter die Spitze ihres Eis zermatschte. Es wirkte nicht so, als würde sie in nächster Zeit irgendwohin wollen, und ich wollte keinen Verdacht erregen, indem ich einfach nur dasaß und nichts tat. Also holte ich mein Notizbuch heraus und begann, eine Geschichte zu erfinden. Ich versuchte nur, mir die Zeit zu vertreiben, bis der Moment gekommen wäre, um den Geldpacken zu klauen, aber bevor ich wusste, wie mir geschah, war ich von meiner eigenen Schreiberei total abgelenkt. Das passiert mir manchmal. Einmal hatte ich diese wirklich geniale Idee gleich zu Beginn einer Geometriestunde, und als ich das nächste Mal von meinem Notizbuch hochschaute, war die Stunde auch schon zu Ende. Außer dem Lehrer befand nur ich mich noch im Klassenraum.

»Wie geht es aus?«, fragte er.

Ich weiß nicht, wie lange ich in die Geschichte vertieft war, die ich an jenem Tag im *Palace* schrieb, aber als ich den letzten Punkt am Ende des letzten Satzes machte und das Heft zuklappte, bemerkte ich, dass ich lange Zeit nicht mehr zu dem Mädchen mit den silbernen Haaren hingesehen hatte.

Jetzt spähte ich dorthin, wo sie gesessen hatte, und erlebte zwei intensive und widersprüchliche Gefühle auf einmal.

Verzweiflung, weil sie fort war.

Und Euphorie, weil ihre Handtasche noch da war.

GUTE EIER UND SCHLECHTE EIER

MAN KÖNNTE JA MEINEN, ICH HÄTTE BEGONNEN, IN Hotels herumzuhängen, weil sie tolle Orte sind, um Leute zu beklauen, aber eigentlich war es genau andersrum. Ich habe Hotels schon immer geliebt. Ich liebe ihre ungerührte Hotelhaftigkeit. Alle Hotels sehen aus wie alle Hotels. Alle Hotels riechen wie alle Hotels. Hotelessen schmeckt in allen Hotels wie Hotelessen. Jemand könnte euch ein Foto eines Zimmers irgendwo auf der Welt zeigen, und ihr wüsstet sofort, ob das ein normales oder ein Hotelzimmer ist. Da existiert eine Gleichartigkeit, die sich über alle Ketten hinwegzieht – ob *Ramada* oder *Hilton*, *Doubletree* oder *Motel 6* –, als wäre jedes Hotel tatsächlich dasselbe Hotel, durch ein Wurmloch über Raum und Zeit hinweg verbunden. Sie alle weisen die gleichen Bettüberwürfe mit Blumenmuster auf, die diese feste Textur ungewaschener Turnkleidung haben, einen Teppichboden, der fast (aber eben nicht ganz) dunkel genug ist, um das volle Ausmaß seiner Ekligkeit zu offenbaren. Dazu kamen »Kunstwerke«, die derart aufdringlich und offensiv langweilig sind, dass jeder Gast sich fühlt, als hätte man ihn

in eine psychiatrische Einrichtung gesteckt, weil man ihn für eine Gefahr für sich selbst hält und ihn deshalb mit Landschaftsbildern in Wasserfarben besänftigen möchte.

Sollte ich jemals ein Hotel besitzen, fände ich es cool zu versuchen, es so zu gestalten, dass keiner ihm ansieht, dass es ein Hotel ist. Ich könnte hinter jede Zimmertür ein paar zerklüftete Turnschuhe stellen und über jedes Waschbecken ein Glas mit gebrauchten Zahnbürsten. In jeden Schrank kämen alte Jacken und Kartons und Brettspiele, bei denen entscheidende Teile fehlen. Meine Gäste würden aufwachen und sich bei einem Freund zuhause wähnen, wenn nicht sogar bei sich daheim. Dann würden sie die Treppe runter in die Küche kommen und sich aus einer halb leeren Schachtel muffige Frühstücksflocken in eine Schüssel kippen, die mein Personal dort jeden Morgen bereitstellt.

Natürlich wäre so ein Hotel für einen wie mich nicht sehr geeignet, vom diebischen Standpunkt aus, denn die Leute würden sich verhalten wie in ihrem eigenen Zuhause. Und Hausbesitzer sind ja immer vorsichtig. Sie schließen Türen ab und schalten Alarmanlagen ein. Sie halten Ausschau nach verdächtigen Aktivitäten. Und beim ersten Anzeichen von Ärger rufen sie die Bullen.

Gäste in besseren Hotels sind dagegen *nie* vorsichtig. Normalerweise wachsame Menschen lassen sich von all dem Marmor und Blattgold blenden und glauben, irgendwie sicher vor den ungewaschenen 99 Prozent zu sein. Einladend lassen sie ihre Sachen unbeobachtet überall rumliegen – in Aufzügen und Treppenhäusern, in Ballsälen und Konferenzräumen, auf Gepäckwagen, die Kofferträger wegen des zu

kleinen Trinkgelds »versehentlich« aus den Augen lassen. Entweder auf dem Gehsteig direkt neben ihren luxuriösen Mietwagen oder manchmal auch einfach vor ihren Zimmertüren, aufgestapelt wie Designer-Brennholz. Es wäre ja ein Verbrechen, da *nichts* mitgehen zu lassen.

Mir ist klar, dass ich jetzt schlecht oder falsch oder wie auch immer klinge, aber ich habe darüber schon viel nachgedacht und bin zu dem Schluss gekommen, dass »Richtigkeit« und »Falschheit« eher unsichere Kategorien sind. Ich meine, manche Dinge sind offensichtlich beschissen und manche offensichtlich nett oder edel oder was auch immer, aber zwischen den beiden Toren von Schwarz und Weiß, zwischen einem Schlag in die Niere eines Babys und der Spende einer Niere, um ein Baby zu retten, da liegt ein ganzes verdammtes Fußballfeld von Grauschattierungen. (Anmerkung am Rande: Als ich in der Sonntagsschule erstmals etwas von den Zehn Geboten hörte, da dachte ich, *begehren* sei ein anderes Wort für *Sex haben*. Das klang ziemlich sinnvoll, als es hieß: »Du sollst nicht begehren deines Nachbarn Weib«, aber schon weniger bei: »Du sollst nicht begehren deines Nachbarn Vieh«, und überhaupt nicht funktionierte es bei: »Du sollst nicht begehren deines Nachbarn Haus«. Dann stellte sich heraus, dass es einfach nur *haben wollen* bedeutet. Das genau ist das Problem mit der Bibel – oder wenigstens eins davon: Sie sagt einem nicht nur, was man zu *tun*, sondern auch noch, was man zu *wollen* hat. Meiner bescheidenen Meinung nach ist das zu viel verlangt.)

Nehmen wir beispielsweise das Klauen. Mein Dad hat mir

beigebracht, dass unsere Gesellschaft Leute bestraft, die nur ein *bisschen* klauen, aber diejenigen belohnt, die *viel* stehlen. Wie diese Arschlöcher an der Wall Street, die einen dazu bringen, all die irrsinnigen Kredite aufzunehmen, nur um an ein Haus zu kommen oder aufs College zu gehen; Kredite, für die man dann mit Zinsen und dem ganzen Scheiß das Zwanzigfache zurückzahlen muss. Oder die Arschgeigen in all den Ländern, die bloß zufällig Öl oder Kohle oder Holz oder was auch immer haben und dann Riesenprofite aus natürlichen Rohstoffen schlagen, die doch eigentlich der ganzen Welt gehören. Oder auch die Arschlöcher in Washington, D. C., denen immer wieder neue Steuergesetze einfallen, damit Leute wie diejenigen, die im *Palace* die Toiletten putzen, mehr berappen müssen als die Reichen, die sie benutzen.

»Sei vorsichtig«, pflegte mein Dad immer zu sagen. »Fast immer wenn jemand den Mund aufmacht, versucht er, dir irgendwas wegzunehmen.«

Also erklärt mir doch mal, welchen Unterschied es bei all diesen gigantischen kleptomanischen Gemeinheiten hinter den Kulissen ausmacht, ob ich mir ein paar Mäuse aus der Tasche (dem Koffer oder dem nicht abgeschlossenen Auto) irgendeines Verschwenders nehme? Ist nicht sogar das Stehlen, das ich betreibe, sogar ungefähr eine Million Mal besser als dieses andere Stehlen? Ich bin doch eigentlich wie Robin Hood. Ich klaue von den Reichen und gebe es den Armen. In diesem Fall bin der Arme eben ich.

Ich schaute mich im Raum um, und als ich mir sicher war, dass keiner guckte, streckte ich die Hand aus und öff-

nete den Verschluss der kleinen blauen Handtasche des Mädchens mit den silbernen Haaren. Erst wühlte ich mich durch eine Wolke Papiertücher und tauchte tief in den geheimnisvollen Wust der Weiblichkeit, bis meine Finger auf den Packen Scheine stießen. Eine Sekunde später war ich auf und davon.

DIE RÜCKKEHR DER JEDI-RITTER

ICH HATTE IN MEINEM LEBEN SCHON EINE MENGE Zeug geklaut und mich deshalb noch nie das kleinste bisschen schlecht gefühlt. Aber während ich mich durch die Lobby des *Palace* davonmachte und dabei über den fetten Packen Scheine in meiner Tasche strich, haute mich ein riesiger, schäumender Tsunami von Schuldgefühlen fast um. Vielleicht, weil es mehr Geld war, als ich in meinem ganzen Leben je auf einem Haufen gesehen habe. Vielleicht, weil das Mädchen zwar wie ein reiches Mädchen angezogen war, aber ich nicht mit Sicherheit sagen konnte, dass sie reich *war*; denn eigentlich haben reiche Leute ihr Geld auf Banken, in Aktien oder solchem Scheiß angelegt und stopfen es nicht bündelweise in ihre Handtaschen. Oder vielleicht war es, weil ich wusste, dass man auf vielerlei Weise zu Geld kommen konnte, es aber nur *ein* perfekt trauriges, silberhaariges Mädchen gab, das allein im Hotel *Palace* saß.

Und so beging ich den Fehler zurückzuschauen.

Als ich noch klein war, lasen meine Eltern mir jeden Abend vor dem Schlafengehen ein Märchen vor, immer aus einem der Bücher, die mein Dad über seinem Schreibtisch

stehen hatte: Grimm und Andersen. Sie ließen kein widerliches oder gruseliges Detail aus, etwa Mädchen, die sich Fersen oder Zehen abhacken, um in einen Schuh zu passen, oder rächende Geister oder ein trickreicher Tod. Später konnte ich es erst mal gar nicht glauben, als ich die lahmen, bereinigten Fassungen dieser Geschichten in der Schule hörte. Ein Aschenputtel ohne blutgefüllte Schuhe ist eben kein Aschenputtel. Und wusstet ihr, dass in der Originalversion von Dornröschen kein hübscher Prinz die Prinzessin mit einem sanften Kuss weckt? Nichts da! Tatsächlich ist das ein Scheißkerl von einem König – der übrigens auch schon eine Königin hat – und er *vergewaltigt* sie. Sie wacht als Mutter von Zwillinge wieder auf und die Frau des Königs versucht, sie umzubringen und eine Pastete aus ihr backen zu lassen, die sie dem König vorsetzen will. Und das Happy End? Der König beschließt, dass seine Frau verbrannt werden soll, damit er mit Dornröschen eine neue Familie haben kann. Los, Disney, macht mal aus diesem Mist einen freundlichen Animationsfilm!

Meine Eltern lasen mir auch griechische Sagen vor, in denen es meist um Götter ging, die vom Olymp herabstiegen, um sich mit scharfen Mädels zu vergnügen. Die Lieblings-Sagengestalt meines Vaters war Orpheus, der berühmte Musiker, der seine tote Frau aus dem Hades zurückbringen darf, wenn es ihm gelingt, bis an die Oberfläche zu kommen, ohne nachzusehen, ob sie tatsächlich hinter ihm geht. Doch er schielt nach hinten und verliert sie dadurch für alle Zeiten. Ich fand immer, dass Orpheus hier irgendwie gelinkt wird. Ich meine, wer würde denn bitte dem Herrn der Unter-

welt über den Weg trauen? Aber mein Dad meinte, es sei die absolut perfekte Sage, weil sie eine fundamentale menschliche Schwäche thematisiert: Wir schauen alle zurück.

Als ich es tat, sah ich, dass dieses Mädchen mit den silbernen Haaren an seinen Platz zurückgekehrt war. Obwohl ihre Handtasche offen stand und die Hälfte des Inhalts auf dem Tischtuch verstreut lag, schrie sie nicht, weinte nicht und rannte nicht auf der Suche nach dem Täter herum. Warum? Weil sie von etwas anderem abgelenkt war. Wovon? Nun, von meinem Notizbuch natürlich! Ich hatte es zurückgelassen, als ich mit all dem Geld abgehauen war. Darin standen mein Name, meine E-Mail-Adresse und eine unglaublich peinliche Geschichte, die ich soeben geschrieben hatte: »Das schönste Mädchen im Königreich«. Und sie war auch schon dabei, sie zu lesen.

GESCHICHTE NR. 1

DAS SCHÖNSTE MÄDCHEN IM KÖNIGREICH

ES WAR EINMAL IN EINEM LAND NAMENS AGERASIA, da lebte ein junger Fassmacher mit seiner Frau. Die beiden waren erst seit ein paar Monaten verheiratet, doch die Frau war bereits schwanger. Der Fassmacher hoffte auf einen Jungen, der später bei ihm in die Lehre gehen und eines Tages seine Werkstatt erben würde. Doch als es so weit war, gebar seine Frau ein lebhaftes Mädchen mit Haaren in der Farbe von Sonnenschein. Sie gaben ihr den Namen Gilda.

»Tja, jedem kann einmal ein Fehler passieren«, sagte der Fassmacher.

Bald war ein zweites Kind unterwegs. Diesmal war der Mann schon beharrlicher. »Frau, du musst mir unbedingt einen Jungen gebären.« Doch seine ungehörige Frau brachte noch ein Mädchen zur Welt. Ihr Haar besaß die Farbe von Kupfer bei Kerzenschein, und so erhielt sie den Namen Cypria.

»Also weißt du«, sagte der Fassmacher, »ein Mädchen zu

bekommen, mag ja noch als Pech durchgehen. Zwei zu kriegen, erscheint mir schon wie Fahrlässigkeit.« Zur Strafe schlug er seiner Frau mit einem gebogenen Stück Faszholz auf den Bauch.

Bald danach wurde sie zum dritten Mal schwanger. Der Fassmacher war zwar kein besonders frommer Mann, doch er verbrachte alle freien Stunden im Tempel und flehte die Götter an, ihm doch endlich einen Sohn zu schenken. Nach nur sechs Monaten setzten bei seiner Frau die Wehen ein. Drei Tage und drei Nächte lag sie zu Bett, schnaufte wie ein Blasebalg und gebar schließlich eine Kreatur, die winzig, faltig und violett war, sodass sie an eine Rosine erinnerte. Ihr Haar war silbern und so fein wie eine Staubschicht. Die Frau des Fassmachers warf nur einen Blick auf das Kind, sagte: »Es tut mir leid«, und starb.

Die Hebamme war sicher, das Mädchen werde die Nacht nicht überleben, also machte der Vater sich nicht die Mühe, ihm einen Namen zu geben. Doch das Mädchen überstand diese Nacht und auch die nächste und die übernächste. Es begann, zuzunehmen, sodass die Hebamme meinte, die Gefahr sei vorüber.

Trotzdem weigerte sich der Fassmacher, dem Kind einen Namen zu geben. Denn er hasste es, weil es im Gegensatz zu seiner Frau überlebt hatte und er nun niemals einen Sohn haben würde.

Die Jahre vergingen. Cypria und Gilda waren glückliche, gesellige Kinder. Doch ihre Schwester mit dem Silberhaar, die der Vater ständig schlug und ausschimpfte und die alle schweren Arbeiten im Haushalt verrichten musste, wurde

kalt und unnahbar. Sie begann erst mit fünf zu sprechen und selbst dann nur, um ihren Schwestern zu sagen, sie sollten den Mund halten, damit sie nachdenken könne. Ihr Haar war inzwischen lang und füllig, doch es blieb silbern. Hinter ihrem Rücken wurde im Ort getuschelt, ein böser Geist sei in ihren Körper gefahren, weil der Vater ihr keinen Namen gegeben habe. Wenn sie vorbeigegangen war, spuckten die Leute in den Staub, weil das böse Geister fernhalten sollte.

Am vierzehnten Geburtstag des Mädchens mit dem Silberhaar verstarb plötzlich der König von Agerasia. Gerüchte besagten, dafür sei sein Sohn, der Kronprinz, verantwortlich. Er hatte seinen Vater dafür gehasst, dass er ihn mit der Prinzessin eines Nachbarlandes verheiratet hatte. Dieses Mädchen war nämlich so fett, dass ein besonderer Thron angefertigt werden musste, auf dem ihr unförmiger Leib Platz fand.

Nicht lange nachdem der Prinz selbst König geworden war, kursierte in Agerasia ein Buch mit Spottversen. Es trug den Titel: »Die kugelrunde Königin«, und das einzige Thema war die Leibesfülle der Monarchin. (So hieß ein Vers: »Einer Dame von Adel so dick wie ein Wal, war das Bad in der Wanne stets eine Qual. Als Königin in der Hochzeitsnacht gab sie kurz nicht Acht und zerquetschte ihren armen Gemahl.«) Als der König von dem Büchlein erfuhr, wurde er so wütend, dass er sofort befahl, seine Soldaten sollten ins ganze Reich ausschwärmen und nach Mädchen zwischen zwölf und achtzehn Jahren suchen.

»Wenn das Mädchen schön ist, tötet es auf der Stelle«, verlangte er, »bis meine Königin das schönste Mädchen im Königreich ist.«

Die Soldaten taten, wie ihnen geheißen, und trieben Schönheiten zusammen wie Vieh für den Schlachter. Es dauerte nicht lange, da kamen Soldaten auch in das Dorf, wo der Fassmacher mit seinen drei Töchtern lebte.

Rasch gab er Gilda und Cypria alte Kleider seiner verstorbenen Frau und malte ihnen mit einem Kohlestückchen Falten in die Gesichter. Dann schickte er sie in ihre winzigen, fensterlosen Kammern und hoffte, ihr wahres Alter würde nicht erkannt.

Das Mädchen mit dem silbernen Haar besaß keine eigene Kammer – nachts schlief es auf einer mit Stroh gefüllten Pritsche in der Werkstatt des Vaters. Also konnte es sich auch nirgends verstecken. Ihr Vater machte nicht den geringsten Versuch, sie zu tarnen.

»Setz Tee für den Soldaten des Königs auf«, sagte er. »Und zwar schnell.«

Das Mädchen gehorchte. Wenige Minuten später stürmte ein junger Soldat ins Haus.

»Wer wohnt hier?«, fragte er.

»Nur ich und meine alten Tanten«, sagte der Fassmacher.

»Ist das die Wahrheit?«

Als Erstes riss der Soldat Gildas Kammertür auf. Das Mädchen saß in einem Schaukelstuhl, stopfte Socken und zitterte vor Angst.

»Wer bist du?«, herrschte der Soldat sie an.

»Nur eine alte Frau«, sagte Gilda. Doch der Mann hörte die frische Jugendlichkeit in ihrer Stimme.

»Runter mit der Haube«, befahl er.

Gilda wusste, es würde ihr Ende sein, wenn der Soldat ihre

honigblonden Locken erblickte, also sprang sie auf und zückte eine Stricknadel wie einen Dolch. Doch der Soldat war schneller und schlug ihr mit einem sauberen Hieb den Kopf ab.

Danach betrat er Cyprias Kammer.

»Wer ist da?«, fragte Cypria, als sei sie eine Greisin, die gerade aus ihrem Mittagsschlaf aufwache.

»Ein Vertreter deines Königs«, herrschte der Soldat sie an.

»Wer bist du?«

»Nur ein altes Weib«, sagte Cypria. Doch der Soldat hörte die frische Jugendlichkeit auch in ihrer Stimme.

»Runter mit der Haube!«

Cypria war ein schlaues Mädchen und hatte sich das Haar, bevor sie in ihre Kammer ging, mit Mehl bestäubt. Leider hatte sie jedoch ihre Augenbrauen vergessen, die nun wie zwei Bronzefäden in ihrem Gesicht schimmerten. Ein Wolke Mehlstaub erhob sich, als ihr abgeschlagener Kopf zu Boden fiel.

Als er in die Küche zurückkam, bemerkte der Soldat das Mädchen mit den Silberhaaren, das gerade den Tee aufgoss.

»Und wer bist du?«, fragte er.

Das Mädchen antwortete nicht.

»Sie hat keinen Namen«, erklärte der Fassmacher.

»Ach, nein? Nimm deine Haube ab, Frau.«

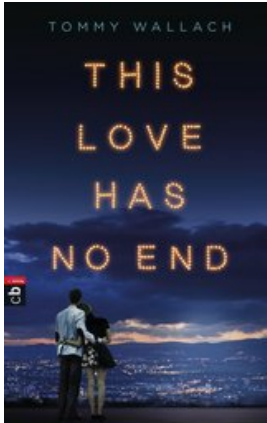
Das Mädchen tat, wie ihm geheißen, und die Flut ihrer platinblonden Strähnen fiel ihr über die Schultern. Der Soldat trat näher heran und kontrollierte ihre Brauen und Wimpern, die ebenso silbern waren. Schließlich schaute er in ihre Augen, und die Traurigkeit, die er darin erblickte, war so abgrundtief und uralte wie das Meer.

Zufrieden zog er sein Schwert und stieß es dem Fassmacher in den Bauch. »Du hast mich belogen«, sagte er. »Du hast nur eine alte Tante.«

»Wollt Ihr eine Tasse Tee, bevor Ihr geht?«, fragte das silberhaarige Mädchen. Sie fürchtete nicht, dass er Jugendllichkeit aus ihrer Stimme heraushören würde, denn sie war niemals wirklich jung gewesen.

»Nein, danke, Madame«, sagte der Soldat und ging.

Da begrub das Mädchen mit dem Silberhaar ihre Schwestern und den Vater im Garten. Danach lebte sie für den Rest ihres langen Lebens als das schönste Mädchen im Königreich.



Tommy Wallach

This Love has no End

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Paperback, Klappenbroschur, 320 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-570-17396-1

cbj

Erscheinungstermin: September 2017

Eine Liebe für die Ewigkeit

Als Parker in einer Luxushotellobby dem faszinierenden Mädchen Zelda begegnet und sie um ein obszön dickes Banknotenbündel erleichtert, ist es vorbei mit seiner Unsichtbarkeit. Denn eigentlich hat er die Kunst perfektioniert, niemandem aufzufallen. Doch die silberhaarige Zelda sieht ihm mitten ins Herz. Und so lässt Parker sich mit ihr auf eine hochriskante Wette ein. Die wird sie beide in einem atemberaubenden Wirbel durch die Nacht tragen, sie werden der Liebe begegnen, dem Glück über den Weg laufen, dem Tod ins Auge schauen und erkennen, was ihnen ihr Leben wert ist.

 [Der Titel im Katalog](#)